

3.5 These 3: Die Regeln von Sprachspielen lassen sich durch Ceteris-Paribus-Vergleich entdecken

Nachdem wir das Motiv der unentrinnbaren Selbstbezüglichkeit von Sprache aus dem *Tractatus* entwickelt haben, sind wir damit über die Leiter aus Proposition 6.54 ins Spätwerk gestiegen. Dort haben wir uns dann sprachspielerisch vorzuführen versucht, wie sich die Reflexivität von Sprache durch die methodologische Neuaustrichtung bändigen lässt: Man schaut sich selbst in verschiedenen Redesituationen beim Sprechen zu. In Form von Sprachspielen bietet Wittgenstein verschiedene Beobachterpositionen, *personae*, an, die zu vergleichen die Entdeckung sprachlicher Gebrauchsregeln erlaubt.

Wie man derartige Beobachterpositionen aber erkenntnisbringend vergleichen kann, blieb bisher offen. Im Spätwerk betont Wittgenstein die Vielfalt gegenüber den früheren logischen Kondensationsversuchen. Bedeckt hält er sich aber bezüglich Verfahren, diese Vielfalt optisch zu strukturieren, ohne in alte, vereinheitlichende Gewohnheiten zu verfallen. Gewiss mahnt Wittgenstein, dass Sprachspielvergleiche im Ergebnis nie mehr als unscharf überlappende Familienähnlichkeiten zutage fördern können. Doch folgt daraus nicht zugleich, dass Sprachspiel-Synopsen sich nicht *per se* verbieten? Denn wie ließen sich Familienähnlichkeiten sonst überhaupt auch nur erahnen?

»130. Unsere klaren und einfachen Sprachspiele sind nicht Vorstudien zu einer künftigen Reglementierung der Sprache, – gleichsam erste Annäherungen, ohne Berücksichtigung der Reibung und des Luftwiderstands. Vielmehr stehen die Sprachspiele da als Vergleichsobjekte, die durch Ähnlichkeit und Unähnlichkeit ein Licht in die Verhältnisse unserer Sprache werfen sollen« (Wittgenstein, 2003a, S. 86).

Dieses Licht geht für Wittgenstein aber nur auf, wenn man sich als Ergebnis nicht verspricht, das *Wesen* der Sprache zu identifizieren; »so würden wir nicht versuchen, ein Gemeinsames aller Fälle anzugeben, – das, was sie alle eigentlich sind, – also ein Ideal, das in ihnen allen *enthalten* ist; sondern statt dessen Beispiele, gleichsam *Zentren der Variation* [Hervorhebung, C. D.]« (Wittgenstein, 2021b, S. 190).

Solche »Variationszentren« zu vergleichen, konfrontiert einen zunächst mit der Aufgabe, zugleich invariante Zentren sowie in Richtung Peripherie offene Variationsspielräume anzulegen. Die in Sprachspielen angebotenen Beobachterperspektiven unterscheiden sich eben nicht nur untereinander, sondern auch von Beobachter zu Beobachter. Eine vergleichende Form der Darstellung, wenn es eine solche geben kann, scheint daher der Anforderung Genüge tun zu müssen, diese doppelte Kontingenz in ihrer Schwebe festzuhalten.

Weiter oben (S. 158) haben wir Luhmanns Kritik an Spencer-Brown, »der uns durch die strenge Form des Kalküls zwingen will, denselben Kalkül mitzuvollziehen,

also zwischen verschiedenen Beobachtern nicht zu unterscheiden« (Luhmann, 1993a, S. 202), in einer Fußnote schon zu Wort kommen lassen. Doch bezieht Luhmanns Kritik sich zunächst auf Spencer-Browns Darstellungsweise des Kalküls, nicht so sehr auf dessen Anwendung. Auch (Luhmann, 1993a, S. 203) entgeht nicht, dass Spencer-Brown auch eine Beobachterin als mark beobachtet, was bedeutet, dass sich durch marks Beobachterperspektiven beobachten lassen.

»Da man den Gebrauch von Unterscheidungen zur Bezeichnung der einen (und nicht der anderen) Seite einer Form wiederum beobachten kann, wenn man darauf (und nicht auf anderes) achtet, kann man auch Beobachter beobachten. Wenn das geschehen soll, muß man Beobachter (Unterscheidungen) unterscheiden können, eingeschlossen die Möglichkeit, sich selbst als Beobachter in verschiedenen Zeitpunkten zu unterscheiden. [...] Verschiedene Beobachter legen verschiedene Schnitte in die Welt, unterscheiden verschieden, benutzen verschiedene Formen, konstruieren also die Welt nicht als Universum, sondern als Multiversum. Das läßt für den traditionellen Subjektivismus der Erkenntnistheorie zwar die Frage offen, wie dann Kommunikation möglich sei. Aber die Antwort kann jetzt lauten: durch Kommunikation, das heißt: durch Bildung eines Beobachtersystems sui generis, durch Bildung sozialer Systeme« (Luhmann, 1993a, S. 203-204).

Wenn wir, in der Absicht, dass man uns versteht, » $1 + 1 = 2$ « schreiben, setzen wir bereits eine ganze »Technik dieser Anwendung« (Wittgenstein, 2003a, S. 152) voraus. Diese Technik beruht auf Unterscheidungen, die wir in der Anwendung nicht mehr berücksichtigen, sodass es im alltäglichen Vollzug so scheint, als hätten wir es hier mit einer substanziellen Gegebenheit zu tun. Spencer-Browns Indikationskalkül »subvertiert« (vgl. Spencer-Brown, 1979, S. 62) solche Konstruktionen, indem sie auf die Operation des bloßen Unterscheidens zurückgeführt werden. Keine besonderen, bereits situierten Entscheidungen wie beispielsweise zwischen »Menge« und »Element«, »wahr« oder »falsch«, liegen hier zugrunde, sondern lediglich das Unterscheiden selbst.

»In order to handle the simplicity of the issues involved in thinking about distinction, Spencer-Brown's introduction of a language that has only one sign is an instrument of great delicacy. The Spencer-Brown mark  is a sign that can represent any sign, and so begins semiotics in both universal and particular modes. The mark is seen to make a distinction in the space in which it is written, and so can be seen, through this distinction, to refer to itself. In the language of Charles Sanders Peirce, the mark is its own representamen and it is also its own interpretant. The sign that the mark produces for somebody is, in its form, the mark itself. By starting with the idea of distinction we find, in the mark, the first sign and the beginning of all possible signs« (Kauffman, 2022, S. 13).

Die semiotische Freizügigkeit des Spencer-Brown-Operators erlaubt es zwar, beliebige Formen zu modellieren, wir behaupten hier: sogar Sprachspielsdesigns, doch erfordert gerade deshalb auch eine umso kontextspezifischere Interpretation – ein Hinweis, den auch (Kauffman, 2022, S. 1) seiner »Exploration« voranschickt:

»[W]e use the Spencer-Brown mark in many different contexts with shifts of meaning, and shifts of use as these contexts change. This means that the reader is invited to pay close attention to the uses assigned to notations in any given section.

They vary from place to place. In all cases, the mark stands for a distinction, but just how that distinction is distinct in its particular context is a matter for local articulation« (Kauffman, 2022, S. 1).

Kurzum: Der Indikationskalkül erlaubt Modellbildung ohne vierte Wand, nicht weil wir uns über den Sinn der jeweiligen Unterscheidung verständigen *können*, sondern weil wir überhaupt nicht umhinkommen, wenn wir uns zu verstehen beabsichtigen.

»A major aspect of the language of mathematics is the degree of its formality. Although it is true that we are concerned, in mathematics, to provide a shorthand for what is actually said, this is only half the story. What we aim to do, in addition, is to provide a more general form in which the ordinary language of experience is seen to rest. As long as we confine ourselves to the subject at hand, without extending our consideration to what it has in common with other subjects, we are not availing ourselves of a truly mathematical mode of presentation« (Spencer-Brown, 1979, S. xvii).

Aufgrund seiner kontextuellen »Ungesättigtheit« bedarf dieser Modus der Darstellung auf Schritt und Tritt einer dialogischen Abstimmung zwischen Text und Leserin, ein, so könnte man sagen, »normative contract with the experimenter« im Sinne von (Pask, 1984, S. 6), den wir permanent »updaten«.

3.5.1 Sprachspiele in Form

Stell dir einen Werkzeugkasten vor – vielleicht so einen wie in Abbildung 3.1. In Spencer-Brown-Notation *können* wir den *von uns beobachteten* Werkzeugkasten so darstellen wie in Abbildung 3.2.

Bei dem Zeichen »« handelt es sich um das mark¹⁵, von dem oben schon die Rede war. Dieser Operator stellt dar, was er tut: unterscheiden, – repräsentiert durch die Unterscheidung der Innen- und Außenseite eines Schriftzeichens, »«.

¹⁵ Mit der Kleinschreibung folge ich der Konvention von (Luhmann, 1993a, S. 200), um damit speziell den Operator des Spencer-Brown-Kalküls zu kennzeichnen.

Die Innen-Außen-Unterscheidung des Operatorzeichens lässt sich nun iterieren und analog auf beliebige andere Unterscheidungen, also Formen, übertragen.

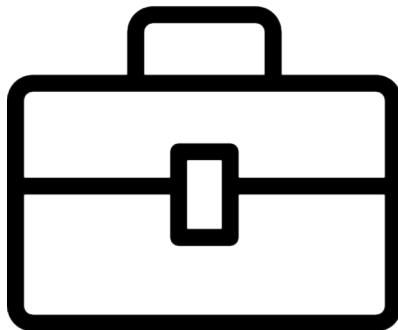


Abbildung 3.1: Ein geschlossener Werkzeugkasten, den wir beobachten

Werkzeugkasten

Abbildung 3.2: Die Beobachtung des Werkzeugkastens aus Abbildung 3.1 in Spencer-Brown Notation

Durch die »Spencer-Brown-Brille« sehen wir in Abbildung 3.1 ein Ding, das nicht das ist, was es nicht ist, und dem wir den Namen »Werkzeugkasten« beilegen. In dieser, vielleicht umständlich anmutenden, Formulierung steckt eines der beiden Axiome des Spencer-Brown-Kalküls: das sogenannte *Law of Crossing*, das ich lieber erst veranschaulichen möchte, bevor ich dessen Formulierung zitiere.

Zeige mit dem Zeigefinger auf den Werkzeugkasten in Abbildung 3.1. Dort ist das, was der Werkzeugkasten nicht ist, als weiße Umgebung dargestellt. Lass deinen Zeigefinger nun auf diese Umgebung zeigen. Damit hast du das erste »crossing« vollzogen, weil du nun nicht mehr auf den Werkzeugkasten, sondern auf das zeigst, was der Werkzeugkasten nicht ist. Bewege deinen Finger nun so, dass er auf das zeigt, was nicht die Umgebung des Werkzeugkastens ist. Damit hast du das zweite »crossing« vollzogen, weil du nun nicht mehr auf das zeigst, was der Werkzeugkasten nicht ist. Wenn dein Finger nun nicht wieder auf den Werkzeugkasten zeigt, haben wir uns missverstanden. Andernfalls hast du das *Law of Crossing* nun schon »am eigenen Leib« erfahren: Indem du mit dem Zeigefinger erst »verneinst«, was der

Werkzeugkasten ist, um dies dann wiederum zeigend zu verneinen, zeigst du auf den Werkzeugkasten.

Mir persönlich ist es anfangs schwergefallen, den »Sinn« dieses Axioms einzusehen, weil ich ihn wohl *zu sehr gesucht* habe. Die Sache lag mir vielleicht zu offensichtlich: Zeig auf das, was ein Etwas nicht ist, und du zeigst nicht auf dieses Etwas:

»The value of a crossing made again is not the value of the crossing« (Spencer-Brown, 1979, S. 2).

Nach dem *ersten* crossing zeigen wir nicht mehr auf den Werkzeugkasten, sondern auf dessen Umgebung, nach dem *zweiten* nicht auf dessen Umgebung, sondern auf den Werkzeugkasten.

Was hat es nun mit der Zeichenkette »Werkzeugkasten« auf der Innenseite von  auf sich? Es handelt sich um einen bloßen Namen, der in der dargestellten Form keinen Unterschied macht.

»Es wird sich oft nützlich erweisen, wenn wir uns beim Philosophieren sagen: Etwas benennen, das ist etwas Ähnliches, wie einem Ding ein Namentäfelchen anheften« (Wittgenstein, 2003a, S. 20).

Daraus folgt aber gleichsam: Das »Namentäfelchen« macht für das Ding selbst keinen Unterschied. Wenn wir also der Innenseite eines marks einen Namen geben, dann führen wir damit kein weiteres mark ein, sondern etikettieren lediglich den abgetrennten Raum.

3.11 Stell dir eine Schreibtischlampe vor, die ein weißes Blatt Papier anstrahlt, auf dem ein mark steht, also . Du bringst nun unterhalb der Lampe den Letternzug »Innen« so an, dass dieser einen lesbaren Schatten auf die konkave Innenseite des marks wirft.

Was aussehen mag wie eine Spencer-Brown-Version des platonischen Höhlengleichnisses, hat hier vor allem den Sinn, die Unterscheidung zwischen Form und Indication im Rahmen des Kalküls zu veranschaulichen, ohne dabei die »wissenschaftsspezifische Konstruktion« (Luhmann, 1998, S. 81) einer Ebenenunterscheidung zu gebrauchen. Ebenen zu unterscheiden, wirft stets die Frage auf, wie sich die Ebenen im jeweiligen Fall überhaupt verwechseln lassen. Denn wenn sie sich nicht verwechseln lassen, wozu beschwören wir dann ihre Unterscheidung? Die Schattenanalogie bringt diese Frage zur Ruhe. Ein mark besteht nur in einem konkaven Zeichen, das, eben, weil es konkav ausfällt, die Bezeichnung einer Innenseite als »Innen« nahelegt. Die Namen werfen wir, gleich Schatten, hinein. Damit haben

wir die Unterscheidung *und zugleich* die mitgebrachte Verwechslungsmöglichkeit plausibilisiert. Bloße Ebenenverweise sparen sich meist den zweiten Teil.

»Let each token of the mark be seen to cleave the space into which it is copied. That is to say, let each token be a distinction in its own form. Call the concave side of a token its inside. « (Spencer-Brown, 1979, S. 5).

Indem wir Werkzeugkasten schreiben, benennen wir nicht die Innenseite, so als gäbe es sie unabhängig vom Namen, und wir legen ihr diesen als »Namentäfelchen« bei. Die Innenseite ist vielmehr schon ein Namentäfelchen. Sie bezeichnet den ganzen Unterschied, den das mark macht, nämlich den eines Werkzeugkastens. Wir schreiben sie gemäß unserem lebensweltlichen Anwendungskontext um. Dieser besteht darin, dass wir mithilfe eines Werkzeugkasten-Bildes einen modellierenden Gebrauch des Indikationskalküls vorführen. Aus dieser Pragmatik heraus unterscheiden wir die Zeichenkette »Werkzeugkasten« von anderen möglichen und werfen sie auf die Innenseite einer Innen-Außen-Unterscheidung, also auf die Innenseite eines marks.

Dafür gibt es auch ebenso pragmatische Gründe. Wenn wir den Werkzeugkasten benennen möchten, haben wir im Grunde nur zwei Möglichkeiten, das Täfelchen zu platzieren: innen oder außen. Platzierten wir es außen – wo hätte dann noch der Name für die Außenseite des Werkzeugkastens Platz? Im Inneren? Als Außenseite!? Dies würde ohne zusätzliche Absprachen wohl Verwirrung stiften. Also bleibt nur die Innenseite. Dann dürfen wir die Wahl aber natürlich nicht so verstehen, dass wir mit der Innenseite der Unterscheidung die Innenseite des Werkzeugkastens bezeichnen. Mit der Bezeichnung auf der Innenseite der Unterscheidung meinen wir *nicht* die Innenseite des Werkzeugkastens, sondern die gesamte Unterscheidung, also den Werkzeugkasten.

Was aber, wenn wir nun den Werkzeugkasten öffnen und, wenig überraschend, Werkzeuge darin finden? Wie können wir diese Situation modellieren? Stellen wir uns vor, wir finden im Werkzeugkasten eine Zange, einen Hammer und einen Leimtopf, wie in Abbildung 3.3 dargestellt.

Grundsätzlich haben wir hier zwei Entscheidungen zu fällen: 1. Platzieren wir die Werkzeuge auf der Innen- oder Außenseite der bestehenden Unterscheidung? 2. Schreiben wir die Werkzeuge unter ein mark? Falls wir uns entscheiden, die Werkzeuge zu markieren, stellt sich zusätzlich die Frage: Markieren wir sie je einzeln oder als Gesamtheit?

Vermutlich können wir schnell Einigkeit darüber erzielen, dass die Werkzeuge *in* den Kasten gehören. Schreiben wir sie nun aber unter ein mark? Abbildung 3.4 zeigt die unmarkierte Variante. Entspricht diese Darstellung unserer *intendierten* Auslegung von Werkzeugen, die *tatsächlich* im Kasten liegen? Unmarkiert lassen sich die Werkzeuge kaum vom Namen des Werkzeugkastens unterscheiden. Denn,

so geschrieben, werfen die Werkzeuge lediglich ihre Schatten in den Kasten, sodass man diese mit der Bezeichnung des Werkzeugkastens verwechseln könnte.

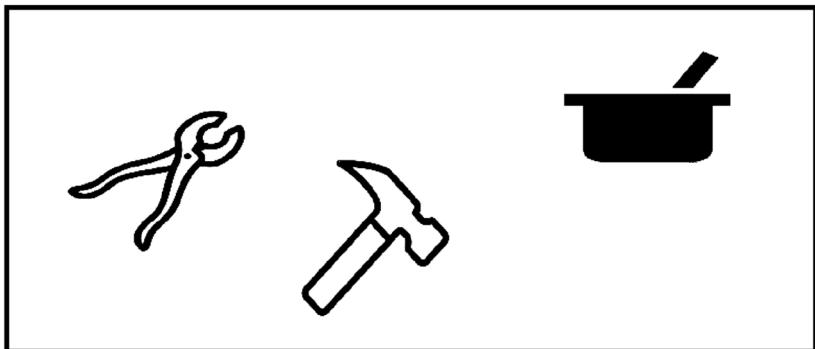


Abbildung 3.3: Ein geöffneter Werkzeugkasten mit einer Zange, einem Hammer und einem Leimtopf

Zange Hammer Leimtopf Werkzeugkasten

Abbildung 3.4: Ein geöffneter Werkzeugkasten ohne Werkzeuge.

Zange | Hammer | Leimtopf | Werkzeugkasten

Abbildung 3.5: Ein geöffneter Werkzeugkasten mit einer Zange, einem Hammer und einem Leimtopf

Vielleicht können wir uns also darauf einigen, die Werkzeuge zu markieren. Bleibt noch: Markieren wir sie je einzeln oder als Gruppe? Markierten wir sie als Gruppe, stellten wir damit so etwas wie einen Kasten dar, in dem ein Gegenstand liegt, welchen wir »Zange Hammer Leimtopf«, als *ein Name*, nennen. Dies widerspricht offensichtlich unserer Absicht. Also scheint die sachgerechteste Darstellung wohl Abbildung 3.5 zu entnehmen. Denn nur auf diese Weise liegen die Werkzeuge, als einzelne erkennbar, tatsächlich im Werkzeugkasten.

Nun nehmen wir aber den Leimtopf genauer in den Blick. Bei genauerem Hinsehen erscheint er uns nicht mehr als Einheit, wenn man so sagen möchte, sondern als zusammengesetzt aus einem Leimtopf als bloßem Gefäß, dem enthaltenen Leim und einem Pinsel. Wie bringen wir diese Detaillierung nun in unserem Modell unter?

Als »natürlicheste« Lösung könnte vielleicht in den Sinn kommen, den Leimtopf *formal* wie einen Werkzeugkasten im Werkzeugkasten zu behandeln: eine Innen-Außen-Unterscheidung (Leimtopf) in einer anderen Innen-Außen-Unterscheidung (Werkzeugkasten). Wie der Werkzeugkasten einzeln markierte Werkzeuge, so umfasst der Leimtopf, analog, Leim und Pinsel. Abbildung 3.6 zeigt den Modellierungsvorschlag.

Leim	Pinsel	Leimtopf	Zange	Hammer	Werkzeugkasten
------	--------	----------	-------	--------	----------------

Abbildung 3.6: Ein geöffneter Werkzeugkasten mit einer Zange, einem Hammer und einem Leimtopf, der Leim und einen Pinsel beinhaltet

Damit haben wir »werkzeugkastenähnliche« Inklusionsverhältnisse mit geeigneten Benennungskonventionen *in sich selbst* wiederholbar gemacht, sodass wir auf diese Weise nun nahezu beliebige Komplexe dieser Art abbilden können, solange der Platz reicht.¹⁶

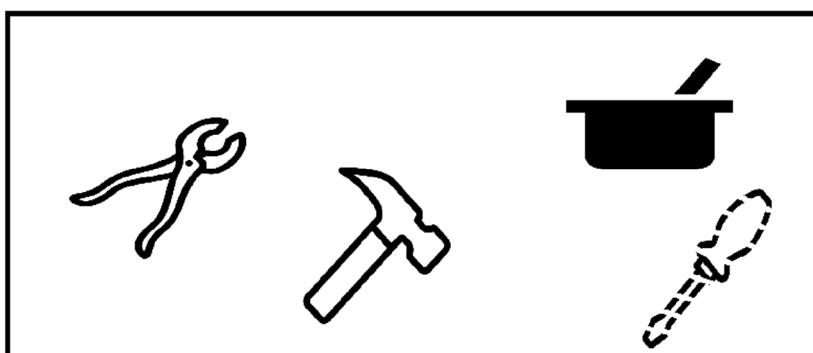


Abbildung 3.7: Ein geöffneter Werkzeugkasten mit einer Zange, einem Hammer, einem Leimtopf, der Leim und einen Pinsel beinhaltet, sowie einem fehlenden Schraubenzieher

Angenommen, wir vermuteten nun, aus welchen Gründen auch immer, einen Schraubenzieher im Werkzeugkasten. Vielleicht benötigen wir einen Schraubenzieher für eine bestimmte Tätigkeit. Vielleicht haben wir einfach nur den Eindruck, dass ein Schraubenzieher schön zum Leimtopf passt. Auf die eine oder andere Weise fällt uns jedenfalls auf, dass auch ein Schraubenzieher im Kasten liegen könnte,

¹⁶ Durch geeignete Substitutionen lässt sich aber ebenso dieses Problem lösen, wenn vermutlich auch etwas auf Kosten der Übersichtlichkeit.

aber *tatsächlich* nicht im Kasten liegt, wie in Abbildung 3.7 durch Schraffierung angedeutet.

Was wir hier also darzustellen gedenken, lässt sich als Kontingenzbewusstsein nach Luhmann beschreiben: »Obwohl es so ist und nicht anders, könnte es auch anders sein«. Statt eines »schraubenzieherlosen« Werkzeugkastens könnten wir auch etwas anderes vor uns haben, und gerade dieser Umstand kommt uns zu Bewusstsein.

»Kontingent ist etwas, was weder notwendig noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anderes möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (Erfahrenes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher Abwandlungen. Er setzt die gegebene Welt voraus, bezeichnet also nicht das Mögliche überhaupt, sondern das, was von der Realität aus gesehen anders möglich ist« (Luhmann, 1987, S. 152).

Damit scheint Luhmanns pragmatische, weil »von der Realität aus« gefasste, Ausführung des Kontingenzbegriffs geeignet, jenen Modus des Schraubenziehers, in welchem wir ihn darzustellen suchen, treffend zu charakterisieren. Aber auf welche Repräsentationsweise könnten wir uns hier einigen? Mein Vorschlag beruht auf der von (Spencer-Brown, 1979, S. 28-31) bewiesenen *Consequence*¹⁷ der Reflexion:

$$\overline{a} = a \quad (3.1)$$

17 Spencer-Brown unterscheidet innerhalb seines Kalküls zwei Folgerungsweisen: »the proof of a theorem and the demonstration of a consequence« (Spencer-Brown, 1979, S. xxii). Durch den Beweis (*proof*) von Theoremen sichert Spencer-Brown die Gültigkeit bestimmter Identitäten, ausgedrückt durch »=«. Glieder dieser Identitäten lassen sich dann in Thermen wiedererkennen, sodass man sie durch die je andere Seite der Gleichungen ersetzen kann. So werden schrittweise Umformungen möglich, die sich nach ihrer *demonstration* überspringen lassen. Hat man beispielsweise gezeigt, dass $a = b = c = d$ gilt, hat man sich damit die Erlaubnis verschafft, künftig die Abkürzung $a = d$ zu nehmen.

Der *proof* der initialen Gleichungen erfolgt arithmetisch, d. h. durch erschöpfende Kombinatorik, ähnlich der Wahrheitstafel-Methode Wittgensteins – nur eben nicht mit den Zuständen »W« und »F«, sondern » \top « und » \bot « (unmarked state). Beide Schlussweisen, *proof* und *demonstration*, führen notwendig zum gleichen Ergebnis:

»Since the initial steps in the algebra were taken to represent theorems about the arithmetic, it depends on our point of view whether we regard an equation with variables as expressing a consequence in the algebra or a theorem about the arithmetic. Any demonstrable consequence is alternatively provable as a theorem, and this fact may be of use where the sequence of steps is difficult to find« (Spencer-Brown, 1979, S. 8).

Für einen arithmetischen Beweis der Reflexionsgleichung (vgl. Kauffman, 2022, S. 8).

In Worten ausgedrückt, besagt Gleichung 3.1 etwa: »Welchen Wert a auch immer besitzen mag, es macht keinen Unterschied, ob wir ihn unter zwei aufeinanderfolgende marks schreiben«, mit anderen Worten: Wir dürfen $a\bar{ }\bar{ }$ mit a vertauschen.

Am Ende der *Laws of Form* in Kapitel 12 lädt Spencer-Brown die Leser zum Experimentieren ein und öffnet damit die vierte Wand in einem ähnlichen Sinne, wie wir es gerade versuchen. In diesem Modus hat das Gleichheitszeichen nicht die Bedeutung einer mathematischen Identität. Vielmehr gleicht es hier einer Erlaubnis zum Verwechseln, wenn man so sagen darf:

»We may note that in these experiments the sign

=

may stand for the words

is confused with.«

(Spencer-Brown, 1979, S. 69).

Nun würde ich gerne vorschlagen, diese Entsprechung als Äquivalenz zu sehen, sodass wir sie auch rückwärts lesen können als: »is confused with« may stand for the sign »=«, also »was man verwechselt, ist gleich«.

3.12 Betrachte die beiden folgenden Ausdrücke:

a b c

$\bar{a}\bar{ }\bar{ }\bar{b}\bar{ }\bar{ }c\bar{ }$

Nun betrachte folgenden Ausdruck:

$\bar{a}\bar{ }\bar{ }b\bar{ }\bar{ }c$

Frage dich, mit welchem der ersten beiden Ausdrücke du den letzten *am ehesten* verwechseln würdest? Falls du dich für den ersten entscheidest, tritt vielleicht noch ein paar Schritte zurück und betrachte die Ausdrücke aus der Ferne.

Tatsächlich bin ich gerade ein paar Schritte vom Bildschirm zurückgetreten und habe mir vorgestellt, mir würde diese Frage bei einem Sehtest gestellt – Ergebnis: Falls es eine Entfernung gibt, die mich dazu bringen könnte, den *ersten* mit dem letzten Ausdruck zu verwechseln, muss es zuvor bereits eine viel kürzere Distanz geben, aus der ich schon längst den *zweiten* mit dem letzten verwechselt habe. Eine wesentlich andere Antwort könnte ich ehrlicherweise nicht geben. Geht es dir ähnlich, dann lass uns doch – nur zu Modellierungszwecken – die Verabredung

treffen, dass wir uns Gleichung 3.1 für einen Moment als außer Kraft gesetzt denken. Denn was in Gleichung 3.1 und auch in der Kalküldarstellung von Spencer-Brown wie ein zeitloses Gesetz aussieht, lässt sich, wie (Pedretti, 1981, S. 59)¹⁸ bemerkt, nicht als völlig zeitlos denken:

»With a view to time, there are other implicitly temporal notions in his [gemeint ist Spencer-Brown, C. D.] a-temporal calculus. Most clearly perhaps the cancellation of the double cross [>cross< ist ein anderes Wort für >mark, C. D.] involves time: we need time to cross a distinction and then crossed [sic!] again; we need time to cross and >un-<cross a distinction« (ebd.).

Wir betrachten das »double cross«, , also im Snapshot. Wir wissen, dass sich in einem nächsten Schritt beide marks aufheben würden. Wir kämen hier also nie auf die Idee, nach falschen Regeln weiterzurechnen, wenn wir weiterrechneten. Aber wir halten kurz die Zeit an, um in dem Moment zu bleiben, in dem  noch nicht zu *a* geworden ist. Denke an das Bild eines zwischen Daumen und Zeigefinger gespannten Gummibandes, das mit der anderen Hand zurückgezogen wird. In einem verwandten Sinne betrachten wir die Regel aus Gleichung 3.1 als »noch nicht in Kraft getreten«.

Aber wozu diese, wie es vielleicht den Anschein haben könnte, »Trickserei«? Unser Ausgangsproblem bestand darin, wie wir einen fehlenden Schraubenzieher als solchen in der Darstellung kennzeichnen. Wir könnten ihn einfach unmarkiert in den Werkzeugkasten legen. Damit handelten wir uns aber wieder die Probleme ein, die schon im Fall der unmarkierten Werkzeuge auftraten: Wir könnten den Schraubenzieher nicht vom Namen des Werkzeugkastens unterscheiden. Legten wir den Schraubenzieher mit nur einem cross markiert neben die anderen, tatsächlichen Werkzeuge, sähe es so aus, als läge der kontingent-fehlende Schraubenzieher in der Werkzeugkiste wie jeder andere tatsächlich vorhandene Inhalt.



Abbildung 3.8: Ein geöffneter Werkzeugkasten mit einer Zange, einem Hammer, einem Leimtopf, der Leim und einen Pinsel beinhaltet, und einem fehlenden Schraubenzieher

Die Kennzeichnung mit einem double cross (siehe Abbildung 3.8) markiert hier eine Abgrenzung von beiden konkurrierenden Fällen, ohne den Regeln des Kalküls dabei Gewalt anzutun. Denn rechneten wir weiter, würde der Schraubenzieher, unmarkiert wie ein bloßer Name, in Schall und Rauch aufgehen. Nie kann es so dazu kommen, dass der Schraubenzieher einzeln unter nur einem mark auftaucht und

¹⁸ Einen lebendigen Einblick in Pedrettis Gedanken über Zeit und Welt gibt (Perera, 2022).

so für faktisch gehalten werden könnte. Wir lesen die Consequence der Reflexion nach unserer Konvention lediglich mit angehaltener Stoppuhr.

Ein weiterer Vorteil liegt dann darin, dass wir das unaufgelöste double cross für kontingenf- fehlende Objekte ansonsten wie ein gewöhnliches mark lesen können. Wenn wir den kontingenf- fehlenden Schraubenzieher analog zum tatsächlichen Leimtopf, als, sagen wir, in einen Griff und eine Klinge zerlegt beobachten möchten, steht uns auch diese Möglichkeit offen (siehe Abbildung 3.9).¹⁹



Abbildung 3.9: Ein geöffneter Werkzeugkasten mit einer Zange, einem Hammer, einem Leimtopf, der Leim und einen Pinsel beinhaltet, und einem fehlenden Schraubenzieher mit Klinge und Griff

Der Formausdruck hat nun aber schon einen gewissen Umfang angenommen. Was aber, wenn wir hier an Grenzen stoßen, sodass uns der Platz für weitere Unterscheidungen ausgeht? Als naheliegender Schritt könnte uns zunächst einfallen, die Namen durch kürzere Zeichenketten zu ersetzen, um diese dann unterhalb der Form in einer Legende zu definieren, wie in Abbildung 3.10 zu sehen ist.



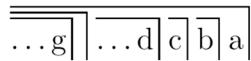
a = Werkzeugkasten	b = Hammer	c = Zange
d = Leimtopf	e = Pinsel	f = Leim
g = Schraubenzieher	h = Griff	i = Klinge

Abbildung 3.10: Der Werkzeugkasten aus Abbildung 3.9 mit Kürzeln und Legende

Doch können wir uns leicht denken, dass auch abgekürzte Ausdrücke die volle Breite irgendwann ausschöpfen. Wir benötigten dann eine Regel, nach der wir Zeilen umbrechen können, ohne die Form zu zerreißen. Als Lösung schlage ich vor, zusammengesetzte Ausdrücke durch »...« als »eingeklappt« anzudeuten, um die »ausgeklappten« Fassungen dann, wie in Abbildung 3.11 vorgeführt, in separaten Zeilen zu beschreiben. Die beiden Verfahren lassen sich je nach Kürzungsbedarf

19 Dass wir Klinge und Griff dabei ebenfalls doppelt »crossen«, statt nur einfach, hat den schlichten Grund, dass sie nicht zu geisterhafter Existenz im Werkzeugkasten gelangen sollten, wenn sich das double cross des Schraubenziehers auflöst. Dies würde nach unserer Interpretation durch die verbleibenden einfachen marks nämlich suggeriert.

und Lesbarkeitserwägungen trennen, kombinieren und – vielleicht am wichtigsten – iterieren. Denn auch ausgeklappte Formen können noch eingeklappte Ausdrücke enthalten, die man dann wiederum anderenorts ausklappen kann, um ihre eingeklappten Formen dann auszuklappen usw.



$$\overline{\dots d} = \overline{f} \overline{e} \overline{d}$$

$$\overline{\dots g} = \overline{i} \overline{h} \overline{g}$$

$a =$	Werkzeugkasten	$b =$	Hammer	$c =$	Zange
$d =$	Leimtopf	$e =$	Pinsel	$f =$	Leim
$g =$	Schraubenzieher	$h =$	Griff	$i =$	Klinge

Abbildung 3.11: Der Werkzeugkasten aus Abbildung 3.9 mit ausgelagerten Formen

Da Abkürzungen, um sie aufzuschlüsseln, stets einen Blick in die Legende erfordern, scheint es mir angenehmer, erst mit vollständigen Bezeichnungen und eingeklappten Formen zu arbeiten. Ziehen wir den Werkzeugkasten also in der ersten Zeile zusammen und stellen ihn entfaltet in der nächsten dar, um die dort noch übriggebliebenen Einklappungen dann in den nächsten Zeilen zu entfalten. Das Ergebnis ist in Abbildung 3.12 zu sehen.

\dots Werkzeugkasten

$$\dots \text{Werkzeugkasten} = \overline{\dots \text{Schraubenzieher}} \overline{\dots \text{Leimtopf}} \overline{\text{Zange}} \overline{\text{Hammer}} \overline{\text{Werkzeugkasten}}$$

$$\overline{\dots \text{Leimtopf}} = \overline{\text{Leim}} \overline{\text{Pinsel}} \overline{\text{Leimtopf}}$$

$$\overline{\dots \text{Schraubenzieher}} = \overline{\text{Klinge}} \overline{\text{Griff}} \overline{\text{Schraubenzieher}}$$

Abbildung 3.12: Der Werkzeugkasten aus Abbildung 3.11 mit ausgelagerten Formen ohne Abkürzungen und Legende

Die erste Zeile bietet nun genügend Raum, um die Situation zu einem Sprachspiel zu erweitern. Stellen wir den Kasten auf einen Bauplatz, auf dem auch ein Baumeister sowie dessen Lehrling anwesend sind (siehe Abbildung 3.13).



Abbildung 3.13: Der Werkzeugkasten aus Abbildung 3.12 auf einem Bauplatz mit Lehrling und Baumeister

Der Baumeister befiehlt dem Lehrling, den Hammer aus dem Werkzeugkasten zu bringen. Nachdem der Lehrling den Befehl erhalten hat, bringt er den Hammer. Solche Interaktionen zwischen Formen innerhalb einer Form stellen wir mit Spencer-Brown als sogenannten »re-entry« dar. Beispielsweise tritt die Form des Baumeisters in den Raum der Lehrlingsform ein. Man geht wohl nicht völlig fehl, wenn man den Ausdruck »re-entry« als grammatisch verwandt mit »sich ein Bild machen« denkt. In modellpragmatischen Hinsichten scheint (Spencer-Brown, 1979, S. 64–65) aber wohl den Begriff »re-insertion« als Antwort auf die Frage »Wie machen wir re-entries unzweideutig kenntlich?« zu bevorzugen.

»It now becomes necessary not only to indicate where a re-insertion takes place, but also to designate the part of the expression re-inserted. Since the whole is no longer the part re-inserted, it will be necessary in each case either to name the part re-inserted or to indicate it by direct connexion« (Spencer-Brown, 1979, S. 64–65).

Ein Wiedereintritt – oder »re-entry« – besteht also aus der wieder eintretenden Form sowie einer Ortsangabe, die aufzeigt, wo die wieder eintretende Form wieder eintritt. Welche Form die jeweils wieder eintretende ausmacht, lässt sich am unteren Ende des jeweiligen marks erkennen. Dass beispielsweise in Abbildung 3.15 der Baumeister über seinen Befehl in den Raum der Lehrlingsform eintritt, sieht man am unteren Fortsatz des Baumeister-marks. Den Ort des Eintritts markiert der vertikale Strich am Ende der horizontalen Linie.

In den meisten Fällen werden wir re-entries der Zeit nach auseinanderzuhalten wünschen. Zu diesem Zweck möchte ich gerne die Höhe der horizontalen Interaktionslinien als interpretativen Bezugspunkt vorschlagen. Wenn wir uns darauf

einigen, können wir Abbildung 3.15 ohne weitere Erläuterung entnehmen, dass der Baumeister *erst* befiehlt, *bevor* der Lehrling den Hammer bringt.

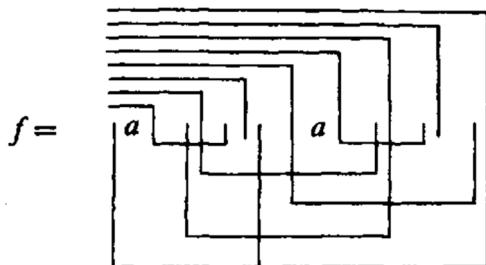


Abbildung 3.14: Eine Originaldarstellung von Re-entry-Verhältnissen aus (Spencer-Brown, 1979, S. 66)

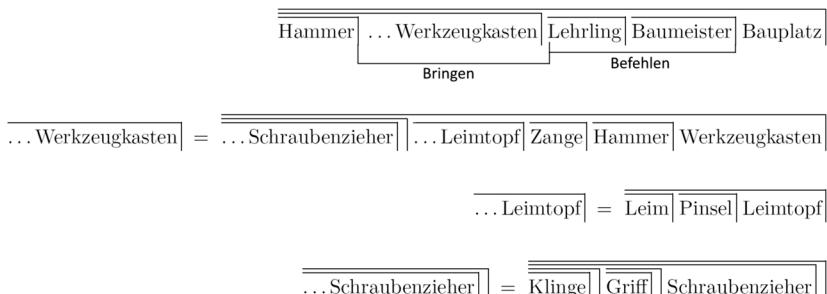


Abbildung 3.15: Der Werkzeugkasten aus Abbildung 3.13 mit Interaktionen

Als Beobachter können wir den Befehlsinhalt nicht direkt einsehen. Nach Abbildung 3.15 können wir darauf nur aufgrund des Verhaltens schließen. Falls der Lehrling den Baumeister nicht missverstanden hat und er diesem den Hammer bringt, wird der Baumeister dies in der ein oder anderen Form wohl befohlen haben. Wie diese Form genau aussah, darüber verhalten wir uns in Abbildung 3.15 agnostisch.

Anders in Abbildung 3.16: Dort erreicht den Lehrling die Aufforderung des Meisters in Schriftform, vermittels eines Zettels, welchen der Baumeister erst beschrieben hat, sodass der Lehrling, nachdem er den Zettel gelesen hat, den Hammer aus dem Werkzeugkasten bringt. Doch bleiben auch hier »weiße Flecken« für unsere Beobachtung: Wir wissen nicht, was der Baumeister auf den Zettel geschrieben hat. Vielleicht einfach nur »Hammer« oder »Wir müssen jetzt einen Nagel einschlagen!« – oder aber etwas ganz anderes, was den Lehrling dazu veranlasst haben könnte, einen Hammer zu bringen.

Diese Möglichkeit, Details kontrolliert offenzuhalten, kommt der Absicht wittgensteinscher Sprachvergleiche aus meiner Sicht sehr entgegen, weil man so vermeiden kann, sich durch – bezogen auf das jeweilige Erkenntnisinteresse – unerhebliche Detailfragen in irrelevante philosophische Diskussionen zu verstricken. Zum Beispiel lassen sich gewisse »Wie ist es möglich, dass...«-Fragen auf diese Weise bewusst und gerechtfertigt umschiffen.

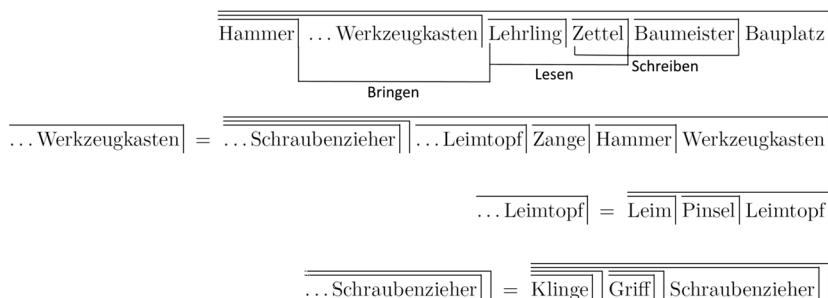


Abbildung 3.16: Der Werkzeugkasten aus Abbildung 3.15 mit Interaktion über Zettel vermittelt

Vielleicht mag in Abbildung 3.16 noch irritieren, dass wir »Bringen« und »Lesen« als re-entries von »Hammer« nach »Lehrling« bzw. »Zettel« nach »Lehrling« modellieren. Wir würden doch etwas sagen wie: »Der Lehrling bringt den Hammer« und »Der Lehrling liest den Zettel«. Aber wer sagt denn, dass sich Formen an oberflächengrammatischen (vgl. Wittgenstein, 2003a, S. 271), Erwägungen zu orientieren haben? Woher die Regel, dass ein grammatisches Subjekt stets in Richtung des grammatischen Objekts wieder eintreten muss? Wenn re-entries in der Regel voraussetzen, dass sich die Form, in die wieder eingetreten wird, ein – auf welche Weise auch immer – Bild von der eintretenden Form machen kann, erschiene es eher unplausibel, dass der Lehrling in den Hammer eintritt. Im Falle des Zettels hingegen sieht die Sache etwas anders aus. Falls der Baumeister z. B. ein Kürzel, das für den Lehrling steht, auf den Zettel schreibt, sagen wir, um die Aufgabe gerade ihm zuzuweisen, ließe sich dies wohl sinnvoll als re-entry des Lehrlings in den Zettel modellieren.

Über mindestens einen Punkt oder – im Wortsinn – besser drei schulde ich noch Rechenschaft. Wieso dürfen wir im als eingeklappt dargestellten Werkzeugkasten den Hammer hervorholen? Handelt es sich hierbei nicht um Willkür, die im schlimmsten Fall gar zu dem Missverständnis führt, den Hammer doppelt zu zählen? Wenn nämlich ... Werkzeugkasten, wie in der Legende scheinbar hinterlegt, für einen Werkzeugkasten mit Hammer steht – bedeutet Hammer | ... Werkzeugkasten |

dann nicht konsequenterweise einen Werkzeugkasten, in dem ein Hammer liegt, mit einem zusätzlichen Hammer?

Wir sehen uns für diesen Fall genötigt, den Gebrauch des Ausdrucks »...« näher zu erläutern. Wenn ich recht sehe, entspricht dieser der üblichen Verwendungsweise in mathematischen Beschreibungen: Man charakterisiert dadurch unbestimmt Abzählbares. Vielleicht kann ich am ehesten für die Statistik sprechen. Wenn wir eine Beobachtungsreihe durch den Ausdruck $x_1 \dots x_n$ darstellen, können wir die x zwar zählen, doch lassen offen, wo wir aufhören. Es steht uns dabei frei, einzelne Glieder in der Darstellung herauszuheben, z. B. $x_1 \dots x_k \dots x_n$. Wir fügen dadurch nichts hinzu, was nicht schon in $x_1 \dots x_n$ enthalten wäre. Mit $x_1 \dots x_k \dots x_n$ geben wir lediglich zu verstehen, dass $x_1 \dots x_n$ als eines seiner Glieder x_k enthält. Es gilt also $x_1 \dots x_k \dots x_n = x_1 \dots x_n$. Auf verwandte Weise gilt in Gleichung 3.2 auch:

$$\boxed{\dots \text{Werkzeugkasten}} = \boxed{\text{Hammer}} \boxed{\dots \text{Werkzeugkasten}} \quad (3.2)$$

Man kann »...« also etwa als »alles Übrige in der jeweiligen Division« lesen. Es genügt demnach die einmalige Darstellung des gesamten Inhalts, um dann je nach Darstellungsinteresse einzelne Bestandteile herauszustellen. Alle anderen der jeweiligen Division denkt man dann implizit mit.

3.5.2 Die Befragungssituation als Mitglied einer Sprachspielfamilie

Wenn wir uns, liebes lesendes Alter, nicht verloren haben, verfügen wir nun über eine kleine Spencer-Brown-Grammatik, durch welche wir beliebig komplexe Inklusionsverhältnisse mit teilspezifischen Interaktionen darstellen können. Diese können auch kontingent-fehlende Formen enthalten, beispielweise den Schraubenzieher im vorhergehenden Beispiel. Auf diese Weise können wir dann Vergleichsoptionen andeuten: Welchen Unterschied macht es für das Sprachspiel, ob noch ein Schraubenzieher im Werkzeugkasten liegt? Kontingent-fehlende Inhalte anzudeuten, lädt damit zu *Ceteris-Paribus-Vergleichen* ein: Denk dir, *unter sonst gleichen Umständen*, einen Schraubenzieher mal dazu, mal weg, um dich anschließend zu fragen, ob du Bedeutungsunterschiede feststellen kannst.

Lässt sich dann aber nicht jeder beliebige Gegenstand als »kontingent-fehlend« ansehen? – Könnte man auch einen ausgewachsenen Elefantenbulle, eine Primzahl oder den Namen »Werkzeugkasten« in einem Werkzeugkasten als »kontingent-fehlend« betrachten? Käme man also auf die Idee, derlei Objekte in einem Werkzeugkasten zu vermissen? Ein ausgewachsener Elefantenbulle passt aus *größengrammatischen*, physikalisch-empirischen oder vielleicht anderen Gründen nicht in einen Werkzeugkasten. Wie Primzahlen und Namen in einen Werkzeugkasten passen, kann man sich auch nur schwer vorstellen. Sicherlich könnte man mit einer Primzahl oder einem Namen beschriftete Täfelchen in den Kasten legen – aber Namen und Primzahlen selbst?

Unserer Fantasie scheinen also Grenzen gesetzt. Wie (Luhmann, 1987, S. 152) bereits betont: Kontingent ist etwas stets nur »von der Realität aus gesehen«. Man könnte sich noch fragen, welche Verwandtschaft ein so verstandener Kontingenzbegriff mit jenem der *externen Relation* aus dem *Tractatus* unterhält, doch wäre dies ein eigenes Thema, das uns hier zu weit abseits führt.

Anstatt uns rückwärts in Richtung Theorie zu wenden, wollen wir das erarbeitete Instrumentarium stattdessen nun lieber zum Zwecke der empirischen Sozialforschung zu operationalisieren versuchen. Sprachspiele dienen dann nicht mehr der reflexiven Klärung zwischen Text und Leser. Eher suchen wir einen Weg, um eine gewisse Anzahl von Leuten ein Sprachspiel so spielen zu lassen, dass wir zum einen die Spielzüge im Nachhinein beobachten und zum anderen das Sprachspiel als kontingentes Mitglied einer Familie begreifen können. Somit gelten nicht nur die Ergebnisdaten als Selektionen, die auch hätten anders ausfallen können. Gleichermassen betrachten wir das ganze Forschungsdesign als Ergebnis orientierter Entscheidungen eines forschenden Beobachters, der auch diesen Text geschrieben hat. Es ging mir darum, dich an den Gedanken, die mich zur einen statt der anderen Wahl bewogen haben, so offen teilnehmen zu lassen, dass du selbst mit ihnen spielen kannst, um sie besser zu verstehen.

Auf statistisch-technische Details werden wir im Zuge der Auswertung erst im nächsten Kapitel eingehen. An dieser Stelle geht es zunächst darum, die Form des Designs besser kennenzulernen. Dazu genüge der Hinweis, dass mehrere Personen einen Online-Fragebogen auf einem Endgerät ihrer Wahl ausfüllen sollten. Dieser teilte sich grob in drei Abschnitte: Erst wurden persönlich Angaben abgefragt, um sicherzustellen, dass die Teilnehmer der Zielgruppe²⁰ entsprechen. Daraufhin erhielten die Teilnehmer die Injektion, sich in die Situation des Sprachspiels »hineinzuversetzen«²¹. Es folgten eine Reihe von Kontrollfragen, um zu gewährleisten, dass nur Teilnehmer, die sich mit dem Szenario auseinandergesetzt haben, zum Hauptteil der Befragung gelangen.

Dort wurden den Probanden die zu bewertenden Aussagen der Reihe nach, also nur eine pro Ansicht, in je zufälliger Anordnung präsentiert. Bei den zu bewerten-

²⁰ In diesem Falle Männer im Alter von über 40 Jahren mit Wohnsitz in den neuen Bundesländern. Diese Eingrenzung erfolgte ausschließlich aus Gründen der rekrutierungsbezogenen Verfügbarkeit und der Kontrolle verzerrender Variation.

²¹ Im Nachhinein halte ich diese Ausdrucksweise für etwas unglücklich gewählt, weil sie eine Metapher nahelegt, die unnötigerweise eine räumliche Dimension einführt. »Versetzen« suggeriert, dass eine Bewegung im Raum vorgenötigt wäre, um die Situation *wirklich* zu erfahren. »Versetze dich in die und die Situation« scheint schon festzulegen, dass man in der Situation eigentlich gar nicht steckt, sondern sich *nur* hineinversetzt. Gerade die Kommentare der Probanden lassen aber darauf schließen, dass es dennoch zu einem hinreichend immersiven Erleben kam. Führte ich die Umfrage aber erneut durch, schriebe ich vermutlich statt »Versetzen Sie sich« das sprachspieltypische »Stell dir vor«.

den Aussagen handelte es sich um die 20 charakteristischen Modellweltaussagen des vorhergehenden Kapitels. Für jede der 20 Aussagen wurde dann eine Option aus einer 9-wertigen Likert-Skala ausgewählt, welche durch folgende, injunktive, Situationsbeschreibung plausibilisiert wurde:

»Versetzen Sie sich nun bitte in folgende Situation: Aufgrund einer schweren Wirtschaftskrise beschließt der Bundestag, Vertreter aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen öffentlich über mögliche Lösungsvorschläge für die Krise zu Wort kommen zu lassen. Aus diesem Anlass werden Sie in eine Fernsehsendung mit dem Titel «Raus aus der Krise! Vorschläge für eine bessere Arbeitsmarktpolitik» eingeladen. Sie sollen eine Rede über Maßnahmen zur Verbesserung der Situation am Arbeitsmarkt halten. Diese Rede bereiten Sie nun mit einer vertrauten Beratungsperson vor, die Ihnen verschiedene Aussagen vorschlägt, welche Sie in Ihrer Rede verwenden können.

Bitte geben Sie für jede der Aussagen an, wie Sie sich in Ihrer Rede auf sie beziehen werden. Sie können dabei Bewertungen von -4 (stark ablehnend) über 0 (überhaupt nicht) bis 4 (stark zustimmend) vornehmen. Lesen Sie sich die Aussagen aufmerksam durch und nehmen Sie sich ruhig die nötige Zeit. Mit einem Stern gekennzeichnete Fragen müssen beantwortet werden, um den Fragebogen abzuschließen.

Nur um sicherzugehen, dass Sie die Aufgabenstellung verstanden haben, beantworten Sie bitte die folgenden fünf Kontrollfragen. Wenn Sie alle davon richtig beantwortet haben, erscheinen die zu bewertenden Aussagen.«.

Vermittels Spencer-Brown-Notation können wir das Design nun, wie in Abbildung 3.17 dargestellt, skizzieren. Durch den Agnostizismus der Formunterscheidung gewinnt man einen Überblick, welcher sich so präzise auf die *Wesenszüge* der Designbeobachtung beschränken kann, dass die beobachtende Einstellung eine Chance hat, sich verständlich zu machen. Das Design teilt den ersten Raum in drei Blöcke²²: die Auswahlsituation auf dem Endgerät (AS), das Beratungsgespräch mit der vertrauten Beratungsperson (BS) und letztlich die Redesituation während der Fernsehsendung (RS), auf welche hin die Beratungsperson (VP) Aussagen vorschlägt. Diese über die Redesituation reflektierende Beratungssituation tritt dann zunächst in die injunktive Situationsbeschreibung (IB) auf dem jeweiligen Endgerät (EG) ein. Beantwortet man die Kontrollfragen (KF) korrekt, folgen die zu bewertenden Items (AM), interpretiert als eine Reihe von Aussagen, die aus dem Gespräch mit der vertrauten Beratungsperson hervorgehen, das auf diese Weise wieder und wieder in die Auswahlsituation eintritt.

²² Die Leerzeichen zwischen den Blöcken dienen allein der besseren Lesbarkeit.

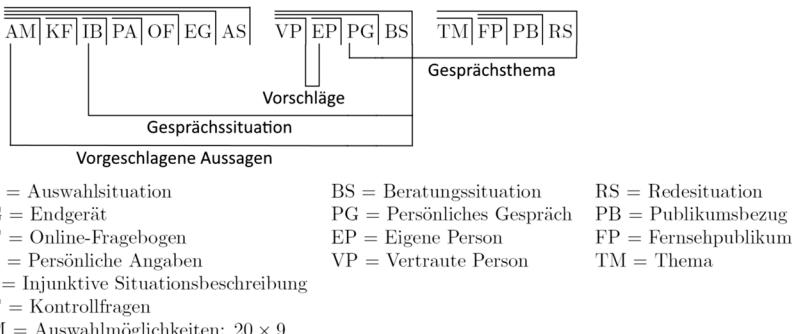


Abbildung 3.17: Das Forschungsdesign in Spencer-Brown-Darstellung mit re-entries für Interaktionen, aber ohne Kontingenzen

Abbildung 3.17 spart kontingent-fehlende Elemente noch aus. Die Abbildungen 3.18 bis 3.20 hingegen klappen das faktisch realisierte Design ein, um mögliche Alternativen oder Ergänzungen hervorzuheben. Auf diese Weise kommt das Forschungsdesign erst eigentlich in Form, da es sich so in seinen Bestandteilen gegen Alternativen reflektieren lässt. Diese scheinen ihrer Zahl nach unbegrenzt, durch ihre Verortung in Form aber nicht unbestimmt. In dieser Reflexionsoffenheit hoffe ich, die lebendige Vielfalt eines Sprachspiels trotz formaler Darstellung zu erhalten. An dieser Stelle muss ich mich darauf beschränken, an einer Handvoll Beispielen für jeden Designblock vorzuführen, wie man die dargestellten Formausdrücke vielleicht zum Sprechen bringen kann.

Wir erinnern uns, dass Reflexionen, double crosses, kontingent-fehlende Elemente indizieren. Abbildung 3.18 zeigt den faktisch eingeklappten Designblock für die Auswahlsituation. Bezogen auf die Auswahlmöglichkeiten (AM) könnte man sich fragen, was sich mit einer geringeren Anzahl von Aussagen, sagen wir 10 (A10), oder einer gedrungeneren Skalierung wie z. B. eine Binärskalierung (S2), ändern würde. Außerdem bietet sich als Alternative zur webbasierten Präsentation auf einem Endgerät auch die Papierform (PR) an, seien es Papierkarten (PK) oder -seiten (PF).

In Abbildung 3.19 sehen wir die kontingenten Spielräume des Beratungsgesprächs. Dass ich mich hier für eine vertraute Beratungsperson entschieden habe, hatte vor allem den Grund, eine Selektionssituation für Aussagen in Form eines Gesprächs zu schaffen, doch zugleich Perzeptionsverzerrungen durch persönliche Merkmale möglichst auszuschließen. Bei genauem Hinsehen entpuppt sich vor *unserem* Blick, also jenem der forschenden Beobachterin, die Vertrauensperson als »Agentin der ökonomischen Modellwelten«, weil letztlich erst sie diese Aussagen narrativ in die Beratungs- und dann technisch vermittelt in die Auswahlsituation

transportiert. Weist die Beratungsperson zu spezifische Merkmale auf, könnten diese die Gehalte der charakteristischen Modellaussagen brechen.

Der Fantasie am freiesten ihren Lauf lässt vielleicht die Redesituation. Hier möchte ich nur kurz rechtfertigen, was mich zur Wahl eines Fernsehpublikums gegenüber einem reinen Live-Publikum bewogen hat.²³ Eine Live-Rede bringt durch ihre räumliche Situierung eine Kopräsenz zwischen Redner und Publikum mit sich, die als bloße Gleichzeitigkeit im Fall von Fernsehzuschauern nicht erreicht wird. Doch gerade die Situierung scheint andererseits zur Annahme eines, mindestens geographisch, partikularen Publikums zu zwingen. Außerdem bedarf einer öffentlichen Rede meist eines *besonderen* Anlasses, während eine Fernsehsendung sich schon als Fernsehsendung selbst immer ein Anlass ist. Gesucht habe ich aber vor allem eine *Rechtfertigungssituation* vor einem möglichst großen, aber in seiner Zusammensetzung unbestimmten Publikum. Das Fernsehen bildet, unabhängig vom Thema der kulturindustriellen Überformung, eine technische Schnittstelle zwischen konkreten Situationen und einer großen Zahl anonym-unspezifischer Zuschauerinnen. Eine Fernsehansprache scheint damit wohl nicht diametral entfernt von der schillerschen Idealisierung einer »Kommunikationsstruktur [...] wo (jeder) in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht« (Habermas, 1988, S. 63).

... AS | ... BS | ... RS |

AS = Auswahlsituation BS = Beratungssituation RS = Redesituation



AM = Auswahlmöglichkeiten

A10 = Zahl der Aussagen: 10

S2 = Binärskala

LB = Live-Befragung

PR = Papierform

PK = Papierkarten

PF = Papierfragebogen mit Seiten

Abbildung 3.18: Das Forschungsdesign mit ausgeklappter Auswahlsituation, ohne re-entries für Interaktionen, aber mit Kontingenzen

Die mögliche Vielfalt des Forschungsdesigns ließe sich nahezu unumschränkt weitertreiben. Wahrscheinlich sind mir selbst schon, seitdem ich diesen Text verfasst habe, einige neue Abwandlungsideen eingefallen. Dies impliziert aus meiner

23 Die Situationsbeschreibung des Fragebogens schließt übrigens ein Live-Publikum im Fernsehstudio nicht aus, sodass einige Befragungsteilnehmer durchaus mit einem solchen gerechnet haben könnten.

Sicht keinen Makel, sondern eine gewünschte Eigenschaft, wenn es um die Darstellung von »Variationszentren« mit zunehmend ausgefranstem Horizont geht. Man begreift so immer deutlicher, aus welchen Möglichkeiten die aktualisierte Designform eine Selektion darstellt. Allerdings muss das Design noch einen Variationsspielraum offenhalten, um auf die Frage nach dem politisierenden Gebrauch ökonomischer Modellwelten informiert, d. h. erwählt, zu antworten.

... AS | ... BS | ... RS |

AS = Auswahlsituation BS = Beratungssituation RS = Redesituation

... BS =  ... BS

PG = Persönliches Einzelgespräch

SG = Selbstgespräch

FG = Gespräch mit fremder Person

GG = Gruppengespräch

FE = Gespräch mit Familie beim Essen

AK = Gespräch mit Arbeitskollegen

SV = Schriftverkehr

Abbildung 3.19: Das Forschungsdesign mit ausgeklappter Beratungssituation, ohne re-entries für Interaktionen, aber mit Kontingenzen.

... AS | ... BS | ... RS |

AS = Auswahlsituation BS = Beratungssituation RS = Redesituation

... RS =  ... RS

PB = Publikumsbezug

TM = Thema

LP = Rede vor ausschließlich Live-Publikum

ST = Stammtisch-Rede

IV = Rede vor Interessenvertretung

GW = Gewerkschaft

AV = Arbeitgeber-Vertretung

BF = Brief statt Rede

LZ = Leserbrief an Zeitung

BP = Brief an befreundete Person

WW = "Warum boomt die Wirtschaft?"

SP = "Ist Deutschlands Steuerpolitik gerecht?"

Abbildung 3.20: Das Forschungsdesign mit ausgeklappter Redesituation, ohne re-entries für Interaktionen, aber mit Kontingenzen

Man kann es sich so vorstellen, dass für jede teilnehmende Person ein Sprachspiel gespielt wurde, das zu Beginn aus einem unbeschriebenen Set von 20×9 leeren Feldern, den Antwortmöglichkeiten, besteht, welche jeder Spieldurchlauf auf eine Reihe von 20 Bewertungen verdichtet. Die Varianz dieser Sprachspielergebnisse auf Regelmäßigkeiten hin zu erkunden, um diese dann gegebenenfalls als *Regelhaftigkeit* im politisierenden Gebrauch wirtschaftswissenschaftlicher Aussagen zu interpretieren, macht das Thema des nächsten Kapitels aus.

